

Und über Medizin. Seit sich die Welt in ein Krankenhaus verwandelt hat, wollen alle Ärzte sein. In meiner Familie wurde viel über Leiden und Schmerzen gesprochen, aber nie über Medizin. Dafür waren Doktoren da, die etwas davon verstanden. Aber über Schmerzen und Leiden an sich konnte man bis in die Puppen reden. Und neuerdings hatte man die KI am Wickel, die Lösung für die zweite Hälfte des 21. Jahrhunderts. Viele macht es froh, zu denken, dass wir demnächst von einem Robot regiert werden, den man nachts in Öl baden muss. Aber sie wissen nichts. Wir wissen nichts. Je mehr wir lernen, das ist die zugleich schöne und demütigende Erfahrung, desto weniger wissen wir. Wir wissen nicht einmal, warum wir das wissen, wohl aber ahnen. Deshalb haben sich die meisten von uns – aus den besseren Kreisen, die am Freitag von Paris nach München fliegen – dieses europaweit verbreitete Schafsgesicht zugelegt, diese schöne Schafsmaske, und nur sehr wenige haben ihr natürliches Gesicht behalten. Seltsam, was man alles denkt, wenn man auf ein Flugzeug warten muss. Kaum bin ich wieder allein zu Hause, denke ich etwas anderes. Wenn ich überhaupt denke. Manchmal glaube ich, das Denken verlernt zu haben. Man ist so stark damit beschäftigt, sich die Nummern der Kreditkarten, der Kranken- und der Rentenversicherung zu merken, dass man zum Nachdenken über die epochalen Veränderungen keine Zeit mehr hat. Man nimmt sie hin, wie das Wetter. Vielleicht ist die letzte Frage, die sich die Menschheit vor ihrem Ende stellt, die Frage nach dem Wetter von morgen.

2

Was will der Alte von mir? Geh mir aus der Sonne, hätte ich wie Diogenes sagen sollen, aber ich war nicht in der Schule von Athen, sondern auf dem Flughafen in Orly. Der Legende nach war Diogenes von Sinope am Verzehr eines rohen Tintenfischs gestorben, und ich hatte mittags in einem Bistro nahe der Oper ebenfalls einen Oktopus-Salat gegessen, zusammen mit Raul, der es sich nicht hatte nehmen lassen, die Sauce, in der unser Oktopus lag, als inakzeptabel zu bezeichnen, und mir versprach, mir einmal seine eigene Kreation vorzusetzen. Kreation! Mir ist vor Lachen der Oktopus aus dem Hals gesprungen. Wahrscheinlich tat er ein paar mehr Chili-Schoten in seine Kreation. Machen Sie keine Umstände, rief ich ihm zu, mit Tränen in den Augen, dies ist der letzte Oktopus meines Lebens gewesen.

Ich hatte natürlich bezahlt, vierundsiebzig Euro für zwei Vorspeisen in inakzeptabler Sauce. Es kommt, wie es kommt, reine Kontingenz.

Ist hier noch frei?, fragte der Mann und hatte schon meinen Mantel in der Hand, den er, ohne eine Antwort abzuwarten, einfach auf den nächsten Sitz warf. Ich stand auf und holte mir meinen Mantel zurück und war tapfer entschlossen, kein einziges Wort mit dieser schweren Masse an Unhöflichkeit zu wechseln, die es sich bequem gemacht hatte und selbstverständlich beide Armlehnen für sich beanspruchte. Gibt es eigentlich ein juristisch einklagbares Recht darauf, jeden Sitz zu besetzen, auch wenn andere noch frei sind? Eine der großen Fragen, die ich in mein Notizbuch schrieb, hinter die Liste der noch zu lesenden Bücher.

Beim zu schnellen Aufstehen und dem etwas zu demonstrativen Hinsetzen spürte ich wieder den zunächst stechenden, sich dann blitzartig ausbreitenden Schmerz am rechten Oberschenkel, der mich seit Wochen mit immer noch sich steigender Hartnäckigkeit heimsuchte. Der Stich war gerade noch zu ertragen, aber der sich anschließende Flächenschmerz, der sich anfühlte, als hätte sich eine aufrührerische Kolonie Ameisen unter die Haut geschoben, nur noch mit zusammengebissenen Zähnen. Am liebsten hätte ich laut aufgeschrien. Und natürlich machte ich, wie an allen Tagen der letzten Wochen, den unverzeihlichen, stümperhaften Fehler, die Ameisen durch heftiges Reiben der angegriffenen Stelle zu vertreiben. Sie hatten mein Bein eingenommen, jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie in ihrer mörderischen Gier den gesamten Körper in Besitz nehmen würden. Meine Nieren waren auch nicht in Ordnung und von allerlei auf ein Zeichen zum Angriff wartenden Wucherungen belagert, meine Milz war angeschwollen zu einem harten Gegenstand, der immer dann, wenn ich nicht an ihn dachte, größer und fester wurde, ich litt gelegentlich unter harmlos beginnenden, sich rasch und unbarmherzig steigierenden Hustenanfällen, die Finger meiner linken Hand

ließen sich wegen der zunehmenden Gicht kaum noch bewegen, das Gehör ließ spürbar nach, die Leberwerte wollten nicht fallen, und das Herz machte, wenn ich es auf dem Schirm betrachten durfte, den beklagenswerten Eindruck eines absterbenden Organs, das auf die diversen Animierungsversuche nicht mehr anzusprechen schien; man kann also insgesamt nicht sagen, dass ich in bester körperlicher Verfassung war, obwohl Raul in seiner übertriebenen, ans Hysterische grenzenden Sprechweise ein ums andere Mal ausgerufen hatte, ich machte nicht den Eindruck eines *homme usé*, und zwar so laut, dass das ganze Bistro prüfen durfte, ob es sich nur um Schmeichelei handelte oder der Wahrheit entsprach. Jedenfalls hatte ich gelernt, wie ich mich zusammenreißen konnte. Ich hatte in diesem Moment meines Lebens nicht die Absicht, dem Schmerz das Kommando zu überlassen. Und ich hatte auch nicht die Absicht, mit meinem raumverdrängenden Nebenmann ins Gespräch zu kommen. Warum bin ich der, der hier sitzt und auf ein Flugzeug wartet? Warum bin ich nicht in Paris geblieben übers Wochenende, ich hätte ins Kino gehen können oder in ein Konzert! Warum muss ich ausgerechnet neben einem schmuddeligen Alten sitzen und auf ein Flugzeug warten, das offenbar noch irgendwo in der Weite des Himmels unterwegs war und vorläufig gar nicht daran dachte, uns endlich nach München zu bringen.

Ich habe alles hinter mir gelassen.

Wie bitte?

Hatte der Mann diesen Satz gesagt, dieser Orson-Welles-Verschnitt? Hatte er zu mir gesprochen? Eigentlich sah er nicht so aus, als würden solche Sätze seinen Mund verlassen. Hatte ich mir eingebildet, dass er gesprochen hätte?

Feststellungen dieser substantiellen Art gibt man im Leben nur selten von sich. Üblicherweise sagt man Verwünschungen vor sich hin – dieses Schwein, dieser Kuhfladen im Backofen, dieser geistige Plattfuß – oder stellt sich Fragen nach dem undeutlicher werdenden Sinn des Lebens, aber Feststellungen wie »Ich habe alles hinter mir gelassen« sind selten, zumal ohne genauere Angaben, was mit »alles« gemeint ist.

Irgendwie kam mir das Gesicht des Alten bekannt vor. Das schöne, aber grobe Gesicht mit den wie angeschraubt wirkenden Ohren, die langen, in den Nacken fallenden Haare, der mächtige Körper. Ein Schriftsteller? Oder ein Schauspieler? Oder ein Philosoph, den gerade in diesem Moment alle Gewissheiten verlassen hatten? Durch meine Arbeit hatte ich so viele Künstlergesichter gesehen, im Fernsehen, in der Zeitung, aber auch *in natura*, dass ich mit zunehmendem Alter große Mühe hatte, sie alle in der Registratur zu halten. Wie viele Gesichter trägt und erträgt ein Mensch? In meiner Kindheit gab es nur sechs Gesichter, die meiner Großeltern und die der vier anderen Menschen, die noch im Dorf lebten. Ein Rinnsal. Eigentlich waren alle Gesichter, die noch dazukamen, nur Variationen der ersten sechs. Schlechte Kopien. Dann kamen die Schule, die Stadt, der Beruf, das Leben und die Reisen, und plötzlich war man von Gesichtern umgeben, die man nicht mehr unterscheiden konnte. Ein reißennder Fluss aus Augen, Nasen, Ohren und Grimassen. Und am Ende ist man froh, wenn sich noch einmal ein liebes Gesicht über einen beugt, bevor man auf die große Reise geht. Denn

dieses Gesicht nimmt man mit, es bleibt einem. Wenn mich jetzt ein Herzinfarkt niederstrecken würde, müsste ich das Gesicht des Alten mit auf die Reise nehmen, das in lebenslanger Sitzung hergerichtete Künstlergesicht, das wie eine Maske das eigentliche Gesicht verdeckte. Ach, du lieber Gott, in welche Niederungen hatte es mich verschlagen.

Plötzlich kam die niederschmetternde Durchsage: Wegen der verspäteten Ankunftszeit unseres Flugzeugs aus Lissabon würden wir erst in einer Stunde mit dem Einchecken beginnen können, man bitte, diese Verzögerung zu entschuldigen.

Ich entschuldige nichts, sagte der alte Herr neben mir.

Für eine Sekunde war ich versucht, meinen Nachbarn auf die seltsame Logik seiner Äußerungen hinzuweisen, denn einer, der alles verloren hat, muss keine Rücksicht mehr nehmen und sich entschuldigen. Aber ich sagte nichts.

Aus Lissabon, das war ein schlechtes Zeichen. Ich gehöre weiß Gott nicht zu den Menschen, die abergläubisch sind, aber bei Lissabon schlugen bei mir die Alarmglocken. Man muss nicht gleich an Katastrophen denken – wie zum Beispiel ein neues Erdbeben –, auch die ganz normalen Verspätungen hatten es in sich, das Gepäck ging verloren, ein Motor setzte aus, die Kühlung ließ sich nicht drosseln oder die Räder konnten bei der Landung nicht ausgefahren werden. Saudade. Flugzeugen war sowieso nicht mehr zu trauen, Piloten neigten zu Überheblichkeit und Wahnsinn. Maschinen, die verspätet aus Lissabon abflogen, sollte man besser nicht betreten.

Und ich hatte sofort die Stadt vor Augen und den Geruch einiger der von mir besuchten Café-Häuser in der Nase, ich fand wie selbstverständlich den Weg durch die verwinkelte Altstadt in mein Hotel. In Lissabon, ging es mir durch den Kopf, bist du der glücklichste Mensch der Welt, weil dich dort keiner kennt. Nirgends kann ich so unbeschwert träumen wie in Portugal. Ein seltsamer Mensch hat einmal gesagt, das hätte mit dem Einfluss des Atlantiks zu tun, mit dem Blick nach Westen über das Meer. Es ist der Blick, den man in der Bretagne hat oder in Irland, der Blick in das Unermessliche.

Warum sollte ich nicht umbuchen, dem Leben eine unvorhergesehene Wendung geben? War es nicht angenehmer, die Ersparnisse in Lissabon zu verbrauchen? Oder in den Gärten von Sintra? Würde nicht ein größerer Schmerz meine Schmerzen auslöschen? Alles ist besser, als jetzt auf das Flugzeug nach München zu warten, sagte mein Frühwarnsystem, fliege nach Lissabon, folge deiner träumerischen Veranlagung, auch wenn du es nicht gelernt hast, einen einmal eingeschlagenen Weg zu unterbrechen.

Ich spürte, wie ich am ganzen Leib zitterte, als wäre der Dybbuk in mich gefahren. Vor allem aber spürte ich, wie mich der Alte beim Zittern beobachtete.

Sollte ich zurück in den sogenannten Eingangsbereich gehen, wo es Geschäfte und Cafés gab? Nein, das kam nicht in Frage, dann hätte das ungeschlachte Monster neben mir einen zu leichten Sieg verbuchen können. Also streckte ich unter Schmerzen die Beine aus, schloss die Augen und nahm mir vor, an etwas ganz anderes zu denken, weder an das im Sonnenuntergang glühende Lissabon noch an das aufgeräumte

München und die lästige Arbeit, die mich dort erwartete. Das »ganz andere« entpuppte sich (wie bei mir nicht anders zu erwarten) als eine Insel, was insofern nicht allzu weit weg lag, als ich beim Betreten unseres runden Terminals den Eindruck hatte, eine Insel zu betreten, ein Eiland. Wir warteten auf ein seetüchtiges Boot und günstige Winde.

Ich war allein auf meiner Insel, die man vom Meer aus mit einem Blick erfassen konnte, ein steinernes, mit einer dünnen Erdkruste überzogenes Schiff, das die Menschen jahrtausendlang nur in Gestalt von Seeleuten kennengelernt hatte, die in beweglichen Booten anlandeten auf der Suche nach Wasser und frischen Feigen und einem Hasen, den sie braten konnten. Das war zu einer Zeit, da man noch keine Skrupel hatte, einen Hasen zu erschlagen, wenn man ihn gefangen hatte. Man musste ihm das Fell über die Ohren ziehen und ihn ausnehmen, dann mit Salzwasser auswaschen, mit wildem Thymian ausreiben und auf einen Spieß schieben, damit man ihn über der Glut aus trockenem Schwemmholz braten konnte. Ich besaß noch eine Schachtel Streichhölzer. Nur Öl hatte ich nicht. Ich saß allein vor der Bretterwand meines Schuppens, den Kopf an das warme, wohlriechende Holz von Eukalyptus-Bäumen gelehnt, und blinzelte über einen hellblau angestrichenen Tisch hinweg auf das tintenblaue Meer, das die Sonnenstrahlen in Millionen von winzigen Explosionen reflektierte. Auf dem Tisch standen ein Krug mit harzigem Wein, der seltsamerweise immer kühl blieb, und eine Schale mit Früchten und Nüssen, und um den Kitsch noch eine Schraube höher zu drehen, stellte ich mir zur Vollendung dieses Stilllebens ein Buch auf dem Tisch vor, in dem gelegentlich ein milder Wind blättert, um einige der (natürlich ausschließlich von mir verfassten) Gedichte zu befreien und über das Meer in die Welt zu tragen.

Als Jugendlicher war ich Mitglied in einer Schreibwerkstatt gewesen, wir waren fünf, drei Jungen und zwei Mädchen; wir trafen uns einmal in der Woche bei einem Schulkameraden und lasen uns die großen Gedichte vor, die wir bald auswendig hersagen konnten. Hölderlin, Mörike, Schiller, vor nichts hatten wir Angst, nur dann, wenn wir selber etwas vorlesen sollten, flatterten Herz und Stimme. Ich sehe mich noch, wie ich Hofmannsthals »Manche freilich müssen drunten sterben« deklamierte, mit brechender Stimme, als hätte ich das Gedicht eben selber geschrieben. Eines der Mädchen, Barbara, deren Vater in einem Verlag arbeitete und uns wöchentlich mit neuen Büchern versorgte, fing an zu kichern, und als ich Barbara anblickte, sah ich, wie sie in meinem Notizheft blättert, in dem ich meine eigenen Gedichte aufgeschrieben hatte, existentielle Botschaften, die sich der ausschweifenden Lektüre Rilkes verdanken. Das war das Ende meiner Teilnahme an unseren Zusammenkünften. Ich hatte vor Wut Barbara ins Gesicht geschlagen, woraufhin alle aufstanden und stumm die Gartenlaube verließen, und Barbara warf mein Notizbuch vor allen anderen nachlässig durch die offene Tür ins Gras. Ich sehe es noch daliegen, und wäre nicht die Mutter des Schulfreunds gekommen, um uns Limonade zu bringen, hätte ich mein gesamtes frühes Werk dort liegen gelassen. Ich nahm es mit hochrotem Kopf auf, ging großlos an der verdutzten Frau vorbei durch den Garten auf die Straße, wo ich meine Gedichte in einen